



Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hg.), *Der Faschismus in Europa. Wege der Forschung, Zeitgeschichte im Gespräch*, Band 20, München 2014 (de Gruyter/Oldenbourg), 144 S.

Der Sammelband geht auf eine Ende Juni 2012 am Institut für Zeitgeschichte in München veranstaltete Tagung unter dem Titel „Die faschistische Herausforderung. Netzwerke, Zukunftsverheißungen und Kulturen der Gewalt in Europa 1922 bis 1945“ zurück. In ihm sind zunächst die theoretischen Perspektiven enthalten, während die eher empirisch angelegten Beiträge später veröffentlicht werden.

Das Ergebnis dieses quellengesättigten Forschungsüberblicks kann in einer nicht abflauenden Diskussion um den analytischen Wert des Faschismuskonzepts festgehalten werden, die weiterer Einzelstudien besonders zu Mittel- und Osteuropa harret.

Das Resümee der Herausgeber ist bemerkenswert: „Die Antworten, die der Faschismus auf die Krise der Zwischenkriegszeit, ja auf die Krise der Moderne insgesamt gab, resultierten aus einer Metamorphose des Faschismus, die bisher nicht genügend beachtet worden ist: Der Faschismus setzte Liberalismus und Kommunismus eine Alternative entgegen, die sich mit dem Begriff der Neuen Ordnung fassen lässt. Diese dunkle Vision von Lebensraum, rassischer Suprematie und Homogenisierung durch Vertreibung oder Vernichtung zielte letztlich [...] auf eine Überwindung nationaler Schranken, ja auf eine Überwindung des Nationalismus im Zeichen von Rassismus, Rassenlehre und Rassereinheit.“ (S. 143 f.) In diesen wenigen Sätzen umreißen Thomas Schlemmer und Hans Woller den Stand der Forschung. Dahinter verbirgt sich der Einwurf, die bisherige Debatte um seinen generischen Begriff habe eher unzureichend die inneren Wandlungsprozesse in faschistischen Regimen darzulegen vermocht, die sich insbesondere nach dem Ende des Ost-West-Konflikts und der Öffnung der Archive für die Forschung in Mittel- und Osteuropa zeigten.

Eine zweite These folgt einem von dem Zeithistoriker Fernando Esposito formulierten Gedanken, die „Krise der Moderne“ im 20. Jahrhundert (genauer: nach Ende des Ersten Weltkrieges) als Ausgangspunkt für den Faschismus in Europa zu nehmen, an dem sich eine Sehnsucht nach Ordnung im beschleunigten Wandel abbildet. Indem Esposito die Moderne als Ambivalenz oder Dialektik von Freiheit und Ordnung fasst, geraten die Narrative und Haltungen der faschistischen Moderne in seinen Blick. Der Faschismus ist demnach ein ideenhistorisches Phänomen, dessen „Gemeinschaft stiftende Narrative“ (S. 55) es näher zu untersuchen gelte. Neben sozial- und kulturgeschichtlichen Arbeitsprogrammen ist Esposito an den Semantiken von Stabilität und Ordnung, Fortschritt und Zukunft interessiert. Dies erinnert an die Lesart der Moderne bei Zygmunt Bauman, auf den in jenem Sinne verwiesen wird.

Welche Bedeutung Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus für faschistische Regime hatten, ist ein dritter Gegenstand der Diskussion. Sie wird im

Band unter anderem von Roger Griffin geführt, der einen „palingenetischen Ultrationalismus“ als Deutungsmuster des Faschismus bestimmt hat. Palingenese meint die Idee eines revolutionären Wiedererwachens oder einer Wiederauferstehung im faschistischen Nationalismus: „Faschismus ist eine politische Ideologie, deren mythischer Kern in seinen diversen Permutationen eine palingenetische Form von populistischem Ultra-Nationalismus ist.“ (S. 17) Griffin weist auf die Annäherung der anglophonen und deutschen Faschismusforschung in ihrer gemeinsamen Suche nach einem Faschismusbegriff hin, der sich vom Totalitarismus löst. Sein auch als persönliche Rückschau auf das eigene analytische Instrumentarium gehaltener Beitrag erhellt so das Forschungsfeld zum Faschismus insgesamt.

Schlemmer und Woller wiederum sehen in jenem palingenetischen Ultrationalismus eine zu starke Begrenzung auf den Nationalismus innerhalb der faschistischen Ideologie, welche die Bedeutung ihres radikalen Rassismus und Antisemitismus unterschätze, obwohl doch gerade die „Mechanismen von Inklusion und Exklusion sowie die sinnstiftende Deutung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (S. 126 f.) den Faschisten verschiedene Anknüpfungspunkte an konservative oder nationalistische Strömungen lieferten. Die beiden Herausgeber erkunden beispielhaft, in welcher Weise sich die antisemitischen und rassistischen Überzeugungen Benito Mussolinis in den 1930er Jahren wandelten. Sie votieren dafür, jene Ideologien nicht mehr nur als Phänomene des Nationalsozialismus zu erkennen, sondern eben auch die Grenzen ihrer Durchsetzung in Ländern wie Italien, Rumänien, Jugoslawien oder Ungarn abzuschreiten.

Der schon in ihren eingangs zitierten Sätzen manifeste Deutungskampf wird in allen neun Beiträgen durch die Feder ausgewiesener Faschismusforscher geführt. Dies gilt auch für die von Robert O. Paxton aufgegriffene Frage, wie die faschistischen Bewegungen die Zivilgesellschaften durchdrangen, um deren Ideologisierung besser beschreiben zu können. Dass kulturhistorische Studien zu spezifischen Ritualen, Festen und Bildern dazu einen wesentlichen Beitrag leisten, schmälere aber nicht die in seinen Augen inhärente Gefahr, eine Gesamtperspektive auf den Faschismus zu vernachlässigen. Eine wenn auch nur implizite Antwort auf diesen Einwand formuliert Sven Reichardt, der den Wert einer „praxeologischen Faschismusanalyse“ anhand von Symbolen und Handlungsformen von Gewalt in faschistischen Regimen vermisst. Diese Muster verbindet Reichardt mit einer Zergliederung ihrer polykratischen und netzwerkartigen Herrschaftsstruktur sowie jener charismatischen Führerschaft, die den italienischen Faschismus wie den deutschen Nationalsozialismus auszeichnete.

Desgleichen arbeitet der Historiker Martin Baumeister an einem begrifflichen Feinschliff: Er wirbt für die weitere Historisierung des Konzepts der „politischen Religion“, dessen analytische Unschärfen zwischen einer „Sakralisierung der Politik und der Politisierung der Religion im Zeichen von Faschismus und Nationalsozialismus“ (S. 72) er in vergleichenden Studien genauer bearbeitet sehen will. Dabei betont er – zum Teil im Gegensatz zu einer totalitarismustheoretischen Deutung –, dass die analytischen Stichworte ihrer Vordenker (wie Luigi

Sturzo, Waldemar Gurian, Eric Voegelin) keineswegs ausgeforscht seien. Seinen Beitrag ergänzt der von Maurizio Bach unternommene Versuch, das Modell einer charismatischen Herrschaft nach Max Weber als Konzept zur Deutung faschistischer Bewegungen zu prüfen, um Handlungslogiken wie Eigendynamiken von Herrschaft herausarbeiten zu können. Ähnlich wie Emilio Gentile dies für den Mythos des „neuen Menschen“ als Figur eines enthusiastischen Macht- und Gestaltungswillens bestimmt, liegt für den Soziologen Bach der Reiz dieser Unternehmung im Blick auf eine Begründung von Herrschaft.

Der Sammelband reiht sich mit diesem Anspruch, jenes Konzept einer „Metamorphose“ des Faschismus voranzutreiben, in eine Linie weiterer Studien ein, ohne durch sein knappes Format an Tiefe zu verlieren. Wer an kurzen Deutungsmustern und Forschungskonzepten anhand ausgewiesener Autoren interessiert ist und auf eine thematische Einführung verzichten kann, dem sei er zu Lektüre empfohlen. Indem einzelne Beiträge gleichermaßen eine Rückschau auf die Debatte um den Faschismus im 20. Jahrhundert enthalten, schreiben sie eine – eher unbeachtete – wissenschaftsgeschichtliche Fragestellung zwischen Philosophie, Soziologie sowie Politik- und Geschichtswissenschaft fest.

*Ellen Thümmeler, TU Chemnitz, Philosophische Fakultät, Institut für Politikwissenschaft, 09107 Chemnitz*



*Oliver Werner (Hg.), Mobilisierung im Nationalsozialismus. Institutionen und Regionen in der Kriegswirtschaft und der Verwaltung des ‚Dritten Reiches‘ 1936 bis 1945, Paderborn u. a. 2013 (Ferdinand Schöningh), 328 S.*

Der zu besprechende Sammelband basiert wesentlich auf einer Jenaer Arbeitstagung des von Jürgen John geleiteten DFG-Projekts „Die NS-Gaue als Mobilisierungsstrukturen für den Krieg“, die in Zusammenarbeit mit dem Potsdamer „Zentrum für Zeithistorische Forschung“ im März 2010 veranstaltet worden war. Einer thematischen Einführung durch den Herausgeber Oliver Werner folgen insgesamt 16 Einzelbeiträge, von denen sich die drei ersten von Jürgen John, Detlef Schmiechen-Ackermann und Rüdiger Hachtmann (Oberthema: Das „Dritte Reich“ als „Mobilisierungsdiktatur“?) grundlegenden methodischen Betrachtungen zu den beiden Leitbegriffen „Volksgemeinschaft“ und „Mobilisierung“ als analytische Kategorien für die Untersuchung des NS-Systems widmen. Dem folgen insgesamt acht konkrete, an ausgesuchten Institutionen abgehandelte Beispiele (Oberthema: Die Praxis der nationalsozialistischen Mobilisierung). Sie reichen vom Wehrwirtschaftstab, ab November 1939 Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt des OKW, über die Rüstungskommissionen von Albert Speers „Reichsministerium für Rüstung und

Kriegsproduktion“, die Reichswerke „Hermann Göring“ im Salzgitter-Gebiet, die Ernährungsämter von 1939 und ihre Rolle in der Phase des totalen Krieges bis zu den Mittelinstanzen der preußischen Regierungspräsidien und NS-Gaue (Beispiele: Thüringen und Westfalen-Süd). Ein weiterer Themenblock unter dem Stichwort „Entgrenzungen“ behandelt an drei Beispielen, dem Generalgouvernement, der Besatzungsherrschaft im Baltikum sowie der Thüringer NS-Betriebsgruppe „Reichsmarschall Hermann Göring“, die im Zuge der Totalisierung des Krieges spürbar gesteigerte „Gewaltbereitschaft“ des Regimes „ohne zivilisatorische Bedenken und Hemmungen“ (S. 43). Zwei Schlussbeiträge unter dem Oberbegriff „Vergleichsperspektiven“ behandeln je ein Mobilmachungs- bzw. Mobilisierungsbeispiel aus der Herrschaftspraxis des totalitären Kommunismus; das erstere aus der Sowjetrepublik Usbekistan während der Kriegsjahre, das letztere aus der stalinistischen bzw. poststalinistischen Phase der DDR zwischen 1949 und 1961 bezogen auf die Reform der staatlichen Mittelinstanzen im Verlauf jener Jahre.

Letztlich kreisen, wie schon angedeutet, fast alle Beiträge um die Begriffe „Mobilisierung“ und/oder „Volksgemeinschaft“ als konkurrierende oder sich ergänzende Ansätze zur Analyse des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, wobei die Pole der Debatte durch die methodischen Beiträge von Detlef Schmichen-Ackermann mit seinem Plädoyer für das Volksgemeinschaftskonzept und Rüdiger Hachtmann (kritisch dazu und pro Mobilisierung) gekennzeichnet werden können. Ausgangspunkt aller Aufsätze ist das mittlerweile schon klassische Polykratie-Modell der NS-Herrschaft, das allerdings weniger mit den traditionellen Negativ-Begriffen des forcierten Staatsverfalls als mit dem der institutionalisierten „Neustaatlichkeit“ gekennzeichnet wird. Ein zentrales Anliegen des gesamten Bandes ist die Frage nach der Funktionalität jener „neustaatlichen“ Ansätze im „Dritten Reich“. Anders als das alte Polykratie-Konzept, das die Schaffung immer neuer außer- oder halbstaatlicher Sonderinstanzen sowohl auf zentraler wie auf regionaler Ebene durch Dysfunktionalität und Effizienzverlust gekennzeichnet sah, suchen die Einzelbeiträge des Bandes nach empirischen Belegen für das Gegenteil: Funktionssicherung und Effizienzgewinn eben durch jene „neustaatlichen“ Strukturen. Dies gelte insbesondere auf der Ebene der Mittelinstanzen, wie den NSDAP-Gauen, Teilen des SS-Apparats, Regierungspräsidien, regionalen wirtschaftlichen Vereinigungen oder Industrieunternehmen und ihrem Zusammenspiel oftmals auf der Basis informeller personaler Netzwerke zur quasi dezentralisierten Bewältigung von Problemen und Herausforderungen „vor Ort“. „Statt Konkurrenzdenken und Kompetenzstreitigkeiten dominierte pragmatische Kooperation“, lesen wir sehr pointiert im Beitrag Marc Bartuschkas (s.u., S. 277), wodurch nicht zuletzt „die kriegswirtschaftliche Durchhaltetätigkeit des ‚Dritten Reiches‘“ viel verständlicher werde (Oliver Werner, S. 233). Haben wir es mit dem Mobilisierungsansatz, so wie von den Autoren der Einzelbeiträge exemplifiziert, mit einem neuen analytischen Konzept zu tun, das über Punktuell hinaus neuartige Einblicke von für den Nationalsozialismus

allgemeingültigem Charakter vermitteln und so das Polykratie-Modell in seiner traditionellen Form in Frage stellen kann?

Die Antwort darauf fällt eher zwiespältig aus. Der zeitliche Schwerpunkt der Einzelbeiträge fällt in die Periode des „totalen Krieges“ ab 1943 und damit bereits in die Krisen- ja Agoniephase des um sein Überleben kämpfenden Regimes. Neben dem mitteldeutschen Gau Thüringen liefert vor allem der schon ab 1942 immer stärker vom alliierten Luftkrieg heimgesuchte westdeutsche Raum die aussagestärksten Beispiele für dezentrale Mobilisierungs- und Selbstmobilisierungsphänomene auf regionaler und lokaler Ebene. Das – neben den im „Gau Westfalen-Süd 1943 bis 1945“ beschriebenen Vorgängen (Ralf Blank) – eindrucksvollste Beispiel für mittelinstanzliche Selbstmobilisierungsaktivitäten, die „NS-Betriebsgruppe ‚Hermann Göring‘ (REIMAHG)“ in Fritz Sauckels Thüringer Partei-Gau, charakterisiert der Autor, Marc Bartuschka, selber als „ein Phänomen der forcierten Mobilisierung der letzten Kriegsphase“ (S. 268). Somit erscheinen die beschriebenen Beispiele eher als Phänomene eines – um ein biologisches Vergleichsbild zu bemühen – verzweifelt um sein Überleben kämpfenden Organismus, bei dem sich notgedrungen die einzelnen Organe bzw. Funktionseinheiten gegenüber der zentralen Steuerung verselbständigen und zur Selbstregulierung übergehen. Mithin sind es Krisenerscheinungen aus der Agoniephase eines Regimes, die nur bedingt etwas über seinen ‚Normalzustand‘ aussagen können, falls es einen solchen in den zwölf Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft überhaupt je gegeben hat.

*Manfred Zeidler, Böttgerstr. 2, 60389 Frankfurt a. M.*



*Karl-Werner Ratschko, Kieler Hochschulmediziner in der Zeit des Nationalsozialismus. Die Medizinische Fakultät der Christian-Albrechts-Universität im „Dritten Reich“, Essen 2014 (Klartext Verlag), 582 S.*

Wie verhielten sich die Medizinischen Fakultäten in Deutschland gegenüber dem Nationalsozialismus? Seit dem Jahr 2000 ist eine Reihe von Untersuchungen erschienen, die sich der NS-Vergangenheit einzelner Fakultäten widmen. So liegen inzwischen Arbeiten unter anderem zu Berlin, Bonn, Freiburg, Gießen, Heidelberg, Jena und Marburg vor. Andernorts, etwa in Hamburg durch Hendrik van den Bussche, begannen die Recherchen bereits Ende der 1980er Jahre. Damit ist gleichzeitig gesagt, dass selbst diese Pionierarbeiten erst mehr als 40 Jahre nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ in Angriff genommen wurden. Somit muss die Eingangsfrage stets auch dahingehend gelesen werden, wie sich die Fakultäten und Universitäten nachträglich zu den Geschehnissen zwischen 1933 und

1945 verhielten. Der Befund fällt an den meisten Orten ernüchternd aus: Statt konsequenter Entnazifizierung und institutioneller wie individueller Selbstkritik herrschten in den Lehrkörpern personelle Kontinuität und kollektives Schweigen vor.

Auch in Kiel war das nicht anders, wie Karl-Werner Ratschko in seiner umfangreichen Studie über die Medizinische Fakultät der Christian-Albrechts-Universität im „Dritten Reich“ einleitend feststellt. Ein Handlungsbedarf, die problematische Geschichte der Medizinischen Fakultät historisch aufzuarbeiten, sahen die heute Verantwortlichen bis in die jüngste Zeit nicht (S. 12). Mit Ratschko hat sich nun endlich jemand gefunden, der sich dieser sowohl historiografisch als auch moralisch gebotenen Aufgabe angenommen hat. Als Arzt, langjähriger Hauptgeschäftsführer der Landesärztekammer Schleswig-Holstein und (mit der vorliegenden Arbeit promovierter) Historiker erscheint er überdies geradezu prädestiniert für eine solche medizinhistorische Untersuchung. Ob die Kieler Medizinische Fakultät Ratschkos Forschungen materiell oder zumindest ideell unterstützt hat, geht aus dem Buch nicht hervor. Umso erfreulicher für den Autor und die Sache selbst, dass Bundesärztekammer, Kassenärztliche Bundesvereinigung und Bundesgesundheitsministerium die Arbeit mit dem Forschungspreis zur Rolle der Ärzteschaft in der Zeit des Nationalsozialismus ausgezeichnet haben.

Inhaltlich folgen auf die ebenso engagierte wie abgewogene Einleitung eine kurze Darstellung der Situation an der Fakultät vor Hitlers Machtübernahme sowie ein Abriss der Entwicklung bis 1935. In jenem Jahr übernahm der Nationalsozialist Hanns Löhr das Dekanat der Medizinischen Fakultät. Nach einem Kapitel über Rassenhygiene und die diesbezügliche Haltung der Kieler Hochschullehrer sowie deren Beteiligung an eugenisch motivierten Zwangssterilisationen schildert Ratschko ausführlich die bis 1941 währende Ära Löhr an der Spitze der Fakultät. Es folgt eine Beschreibung der empfindlichen Auswirkungen des Krieges auf die Universitätskliniken. Dabei geht Ratschko nicht nur auf den Kriegsalltag und die Zerstörungen in der stark bombardierten Werft- und Marinestadt Kiel ein. Ein eigenes Unterkapitel widmet er auch den verbrecherischen Experimenten an Häftlingen des Konzentrationslagers Dachau, in die unter anderem der Kieler Physiologe und Stabsarzt der Luftwaffe Ernst Holzlöhner involviert war. Zum Schluss unternimmt Ratschko den Versuch einer Systematisierung der maßgeblichen Mediziner an der Kieler Fakultät hinsichtlich ihrer Haltung zum Nationalsozialismus und diskutiert die Themen Schuld und Moralversagen auf individueller Ebene. Ein ausführlicher Anhang, der unter anderem ein Namensregister sowie eine zur Orientierung sehr hilfreiche Aufstellung der Lehrstuhlinhaber und Inhaber von Universitätsämtern enthält, rundet den Band ab.

Die Quellenlage wird vom Autor als schwierig dargestellt: Erheblichen Lücken auf lokaler Ebene, etwa durch die Zerstörung vieler Universitätsgebäude im Jahr 1944, steht eine vielfach erhaltene Gegenüberlieferung in Berliner Archiven gegenüber. Hervorzuheben ist die Tatsache, dass alle politisch belasteten Kieler Professoren und Mittelbau-Angehörigen nach 1945 die Gelegenheit bekamen, ihre Personalakten „nachzuarbeiten“, das heißt zu säubern. Entsprechend wenig

ergiebig sind diese Akten für den Historiker (S. 30). Dennoch erfährt der Leser viel über die Nähe, die auch überregional bekannte Kieler Mediziner wie Creutzfeld, Küntscher oder Schittenhelm zum Nationalsozialismus pflegten.

Einen Schwerpunkt des Buches bildet die Rekonstruktion der politischen Umbruchphase nach 1933. Verließ die Nazifizierung der Fakultät anfangs vor allem über die radikalisierte Studentenschaft (S. 66–77), so stützte sie sich in späteren Jahren in erster Linie auf eine politischen Prämissen folgende Berufungspolitik. Diese setzte verstärkt unter dem Dekan Löhr ein und wurde durch den Umstand erleichtert, dass bis 1939 die Mehrzahl der Lehrstühle ohnehin zur Neubesetzung anstanden (S. 224). Dies lag auch an der hohen Fluktuation der Professoren; viele von ihnen nutzten Kiel nur als Durchlaufstation. Eingeleitet wurde der personelle Umbau durch die Vertreibung des angesehenen Physiologen Rudolf Höber, der 1933 aufgrund seiner jüdischen Mutter und seiner früheren Mitgliedschaft in der Deutschen Demokratischen Partei zwangsweise in den Ruhestand versetzt wurde. Noch 1930/31 hatte Höber der Kieler Universität als Rektor vorgestanden.

Mit der Einsetzung des wissenschaftlich profillosen, politisch aber umso aktiveren Löhrs als „Führer“ der Medizinischen Fakultät war deren Gleichschaltung Mitte der 1930er Jahre abgeschlossen (S. 62). 1941 gehörten bis auf drei Ausnahmen alle Lehrstuhlinhaber der NSDAP an (S. 224). Dennoch bleibt das von Ratschko gezeichnete Bild der „nationalsozialistischen Fakultät“ (S. 229) stellenweise widersprüchlich. Auch der Autor selbst scheint sich in seinem Urteil nicht immer sicher zu sein, etwa wenn er das Taktieren der Fakultät in den ersten Monaten nach der Machtübernahme Hitlers (S. 64 f.) oder bei der Berufung des Pathologen Staemmler 1934 zu deuten versucht (S. 151). Auch die Bedeutung Löhrs bleibt – vielleicht unvermeidlich – in mancher Hinsicht unklar. Ratschko stellt ihn zunächst als die dominierende Figur bei der personellen Umgestaltung des Lehrkörpers dar (S. 222 f.), nur um wenig später einzuräumen, dass Löhr seine nationalsozialistischen Wunschkandidaten „nahezu immer nur auf dem zweiten Platz der Berufungslisten positionieren konnte“ (S. 275). Auch in der Gesamtwertung bleiben manche Aspekte unscharf. Herrschte in Kiel eher nationalsozialistische „Fakultäts-Normalität“ (S. 187), oder bildete der Lehrkörper eine „Speerspitze nationalsozialistischer Medizin“ (S. 273)? Weshalb bemühte sich die Fakultät „noch“ 1944 „um Schulterchluss mit dem Regime“ (S. 422), wenn sie doch ohnehin auf dessen Seite stand?

Die Dichte der Darstellung ist durchweg hoch; im Unterkapitel über die Aktivitäten des Sicherheitsdienstes der SS verliert sie sich nach dem Eindruck des Rezensenten sogar etwas zu sehr im Detail. Dafür kommt die Übernahme von Universität und Kliniken durch die britische Besatzungsmacht etwas kurz. Recht abrupt setzt die Schilderung der Ereignisse erst wieder mit der Wiedereröffnung der Christiana Albertina im November 1945 ein (S. 450).

Abgesehen von diesen wenigen Kritikpunkten hat es der Leser im Ganzen mit einer quellengesättigten, differenziert urteilenden und dabei gut lesbaren Studie zu tun. Wer sich künftig mit der jüngeren Geschichte der Universität Kiel und

ihrer Medizinischen Fakultät auseinandersetzt, wird an diesem Buch nicht vorbeikommen.

*Florian Bruns, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, Charité – Universitätsmedizin Berlin, Thielallee 71, 14195 Berlin.*



*Anton Pelinka, Die unheilige Allianz. Die rechten und die linken Extremisten gegen Europa, Wien/Köln/Weimar 2015 (Böhlau Verlag), 195 S.*

Den Umschlag des Buches „Die unheilige Allianz“ zierte eine einfache Skizze. Zwei Pfeile wenden sich von einem Balken in ihrer Mitte ab: Der eine durch eine scharfe Links-, der andere durch eine scharfe Rechtskurve. Die Pfeile symbolisieren die zwei Spielarten des Extremismus, die der Politikwissenschaftler Anton Pelinka in seinem 2015 erschienenen Band erörtert. Der Autor vergleicht die linken und rechten Extremisten in ihrer Gegnerschaft zu Europa. Wie die Pfeile auf dem Buchumschlag in entgegengesetzte Richtungen zeigen, so entgegengesetzt scheinen sich auf den ersten Blick linke und rechte Extremismen. Linke Extremisten zielen laut Pelinka darauf, das Gleichheitsprinzip auf alle Menschen in allen Lebensbereichen auszuweiten. Nicht den europäischen Gedanken an sich, sondern den spezifischen Weg der Europäischen Union (EU) weise die extreme Linke zurück. Rechte Extremisten lehnten Europa hingegen grundlegend ab. Der Staatenverbund stehe ihrer Idee einer aus der Natur abgeleiteten Ungleichheit und damit Hierarchie der Völker entgegen. Das verbindende Element der beiden Extremismen sieht Pelinka in ihrem Ursprung. Wie die Pfeile auf dem Buchumschlag aus der gleichen Ebene erwachsen, liege die Wurzel des linken und rechten Extremismus in der „Sehnsucht nach Eindeutigkeit“ (S. 82). Beiden Extremismen wohne der Glaube an die eigene Utopie als absolute Wahrheit inne, eine Wahrheit, die es konsequent und planbar in die Gesellschaft einzuschreiben gelte. Die Europäische Integration verlaufe aber nicht linear. Im Sinne funktionalistischer Theorien zöge ein Schritt der Vertiefung neue ungeahnte Schritte nach sich. Für Pelinka gleicht die EU einem ergebnisoffenen Prozess, und gerade in dieser Unvollkommenheit liege das demokratische Moment Europas. Die Integration ohne fertigen Bauplan widerspreche jedoch dem Sicherheitsbedürfnis der Extremisten, wodurch die EU zum Feindbild aufsteige.

Preist der Autor die ergebnisoffene Integration der EU als Ideal, verwundert doch die immer wieder betonte Zielperspektive der EU als Bundesstaat. Alternativen führt Pelinka nicht an. Die Idee, Kompetenzen auf die Nationalstaaten zurück zu übertragen, verwirft er als traditionelle Forderung der nationalistischen Rechten. Vor dem Hintergrund der 2014 intensiv geführten Debatte um die Er-

nennung eines Kommissars eigens für Subsidiarität erscheint Pelinkas Zuschreibung recht pauschal. Nicht nachvollziehbar ist die Brandmarkung des Europäischen Rates als „Einfallstor“ (S. 43) für offene Gegnerschaft zur EU. Der Rat selbst sei zwar nicht extremistisch, biete aber nationalen politischen Kalkülen Platz und sei so das „schwächste[...] Glied in der Kette, die das pro-europäische Bündnis innerhalb der EU zusammenhalten soll.“ (S. 43). Eine tiefgreifende Erläuterung der These erfolgt nicht. Offen bleibt, welche Kräfte Pelinka meint, wenn er über Extremisten spricht: Im ersten Kapitel benennt Pelinka extremistische Parteien als Gefahr für Europa. So seien die ablehnenden Referenden über den europäischen Verfassungsvertrag in Frankreich und den Niederlanden eine Warnung. Sie zeigten, wie die Extremen Europa schädigen könnten, wenn sich die Mitte nicht einig sei.

Begründet sich aber die Gefahr durch Rechts- und Linksextreme für die EU ausschließlich in den Referenden dieser zwei Mitgliedsstaaten? Welche Rolle spielen die extremistischen Parteien im Europäischen Parlament? Die losen Gruppierungen der autonomen linken und rechten Szenen gehen gar nicht in Pelinkas Problemaufwurf ein. Eine Beschreibung des Untersuchungsgegenstandes bleibt so weitgehend aus. Auch eine begriffliche Abgrenzung von Extremismus, Terrorismus und Fundamentalismus nimmt der Autor nicht vor. Extremismus definiert er als Sphäre, die außerhalb des in der „Öffentlichkeit als legitim akzeptierten Interessen- und Meinungsspektrums“ liegt. Da die Grenzen des Meinungsspektrums aber wandelbar seien, mag, „was heute extremistisch ist, [...] morgen allgemein akzeptiert sein“ (S. 31). Konsequenter betrachtet Pelinka in der Folge die außerhalb der Grenzen agierenden linken und rechten Extremisten. Er verpasst dadurch aber eine inhaltliche Definition extremistischer Einstellungen, die über die Ablehnung der EU als supranationales Bündnis durch Links- und Rechtsextreme hinausgeht. Gerade in einer Zeit, in der die EU vielen Bürgern fremd und als bürokratisches Monstrum begegnet, wäre eine Unterscheidung zwischen simpler Ablehnung der EU und Extremismus als Gegnerschaft zu demokratischen Werten gewinnbringend gewesen.

Stattdessen widmet sich Pelinka über weite Strecken historischen Fragestellungen: dem Verhältnis von Kirche, des Nationalsozialismus und der kommunistischen Regime zu den Freimaurern zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert, Hitlers und Stalins Einschätzung über die Mobilisierungskraft westlicher Demokratien, die Stärke der christlichen Orthodoxie in Osteuropa, und die Meinung Sartres und de Beauvoirs über Mao. Allein die hier aufgeführten Themen bearbeitet der Autor innerhalb von gut 15 Seiten. Pelinka springt zwischen den Thesen in einer Windeseile, die es dem Leser erschwert, dem übergeordneten Gedankengang zu folgen, geschweige denn den Bezug zum gegen Europa gerichteten Extremismus zu sehen. Hinzu kommen Exkurse über das Wesen der Nation, die Konstruktion von Identitäten, die Folgen der Globalisierung und das Volk. Pelinkas Schwerpunkt liegt auf der deutschen Geschichte zwischen 1914 und 1945. Die neueren Entwicklungen im Rahmen der Europäischen Integration, insbesondere seit der Osterweiterung 2004, kommen zu kurz.

Die zwölf Kapitel des 195 Seiten starken Buches stehen nebeneinander, ohne von einem inhaltlichen roten Faden verbunden zu sein. Ein einleitendes, den Forschungsgegenstand umreißendes Kapitel und ein Resümee der Ergebnisse liefert der Autor nicht. Symptomatisch für die fehlende Struktur sind die Widersprüche zwischen den Kapiteln. Sind die linken und rechten Extremisten im ersten Kapitel „nur verbunden durch ihre Ablehnung eines supranationalen Europa“ (S. 12, eigene Hervorhebung), führt der Autor in späteren Kapiteln weitere Gemeinsamkeiten an, so zum Beispiel die Israelfeindlichkeit beider Gruppen (S. 79–82). Konsequenter ist die Wiederholung der These, der Prozess der Europäischen Integration laufe der Sehnsucht nach Eindeutigkeit der Extremisten entgegen. Der Gedanke, gerade die Unvollkommenheit der EU als Ausdruck ihres demokratischen Geistes zu begreifen, ist die herausragende Stärke des Bandes. Wer aber eine Abhandlung über das Verhältnis von Extremisten zur EU erwartet hat, wird enttäuscht: Weder benennt Pelinka konkrete Gefahren, noch leitet er Vorschläge zum Schutz Europas gegen Extremisten ab.

*Isabelle-Christine Panreck, Im Drostebusch 16, 48155 Münster.*



*Jean-Claude Wolf, Das Böse, Berlin/Boston 2011 (Walter de Gruyter), 181 S.*

Nach seinem Buch *Das Böse als ethische Kategorie* aus dem Jahre 2002 hat Jean-Claude Wolf 2011 ein weiteres Buch über das Böse vorgelegt – ein Buch, das sich auf die systematische Behandlung des Themas beschränkt.

Wolf präferiert eine relativ weite Definition des Bösen. „Böse“ bezeichnet danach „relativ freie, individuelle oder kollektive Entscheidungen, die dazu führen, anderen Menschen schwere Übel (wie den Tod, starke Schmerzen, Ängste, schwere Enttäuschungen und Demütigungen) zuzufügen“ (S. 5). Die das Böse erzeugenden Handlungsentscheidungen sollen absichtlich oder wissentlich zustande kommen oder einer groben Fahrlässigkeit oder einer schuldhaften Unwissenheit entstammen. Nach dieser Definition – und darin sieht Wolf ihren Vorteil – wird das Böse nicht nur an böartigen Absichten, sondern auch an schlechten Folgen festgemacht. Diese definitorische Festlegung impliziert zwei Konsequenzen.

Erstens kann die Definition, will man den Autor richtig verstehen, nur moralisch illegitime Handlungen erfassen. Denn man kann, etwa als Unternehmer oder Sportler, schwere Enttäuschungen bei anderen durch Handlungen hervorrufen, die in jeder Hinsicht als legitim gelten. Man kann sogar einen anderen Menschen unter bestimmten Voraussetzungen (in Notwehr) legitim töten. Wolf spricht davon, dass diese Definition „das Böse mit dem Begriff ‚Schuld‘“ definie-

re (ebd.). Dadurch aber, und auch darüber ist sich der Autor im Klaren, wird sie „teilweise zirkulär“ (ebd.) – eben weil zunächst definiert werden müsste, was man unter einer „moralisch illegitimen Handlung“ verstehen möchte und eine solche Definition, dies meint wohl der Autor, nicht ohne einen Begriff des Bösen auskommt.

Zweitens umfasst der Begriff des Bösen nicht nur ein Tun des Bösen, das deshalb erfolgt, weil man das Böse tun will. Wolf hat also nicht nur das diabolisch Böse (die reine Bosheit) im Auge – und zwar deshalb, weil er (sicherlich zu Recht) glaubt, dass „reine‘ Teufel“, die das Böse um seiner selbst willen tun, eher in der Welt der Mythen und Fiktionen vorkommen (vgl. S. 7, 23 ff.). Da er nicht nur unverantwortbare Handlungen, sondern auch schlechte Handlungsfolgen zum Definitionsmerkmal erhebt, zugleich aber der Kategorie des Bösen eine gewisse Exzeptionalität erhalten möchte, begreift er das Böse als Form des Exzesses, wobei das Exzessive sowohl in der Absicht als auch den erzeugten Übeln angesiedelt sein kann. Das Böse ist danach nicht nur das moralisch Falsche, sondern das „was über bloße Regelverletzungen oder kleine Vergehen hinausgeht“; es ist ein Überschussphänomen, das in verschiedensten Formen von „Maßlosigkeit“ wurzelt (S. 139, vgl. auch 7, 23, 65); es kann „als spiegelverkehrtes Bild der moralischen Helden und Heiligen verstanden“ werden, „die das Supererogatorische leisten, das, was mehr als bloße Pflichterfüllung ist, was als moralisch lobenswert gilt und nicht von allen erwartet werden kann“ (S. 23).

Folgt man diesem Hinweis der Spiegelverkehrtheit, wären „böse“ zum Beispiel jene Handlungen, die zu unterlassen man auch von jenen erwartet, die moralisch Falsches tun. Wir erwarten jedoch, dass generell ein jedes Verhalten unterlassen wird, das moralisch falsch ist. Das Supererogatorische als das moralisch Gute, als ein Überschuss über das moralisch Gebotene, das von jedem zu Erwartende hinaus, hat auf der Seite des moralisch Falschen kein Pendant. Damit scheint das Böse nichts anderes zu sein, als ein extrem Falsches, ein lediglich quantitativ gesteigertes moralisches Übel. In diesem Falle allerdings fehlt jedes Abgrenzungskriterium zum „nur“ moralisch Falschen und man fragt sich, ob der Begriff des Bösen in dieser Form nicht verzichtbar wird.

Wolf interessiert sich nicht für eine Ontologie des Bösen, also dafür, was es ist, sondern ihm geht es darum, zu benennen, welches menschliche Verhalten wir als „böse“ beschreiben; er möchte verstehen, wie derart „Böses“ durch Fehlverhalten in die Welt gesetzt wird. Er möchte das Böse funktional auffassen, begreifen, wie es wirkt (vgl. S. 76).

Im ersten Teil des Buches werden „Keime des Bösen“ analysiert. Der Mensch ist frei, Impulsen zum Bösen, boshafte oder destruktiven Neigungen, nachzugeben oder auch nicht. Quellen des Bösen sind danach etwa der Egoismus, Neugier, Langeweile, Ehrgeiz, Eitelkeit, Grausamkeit, Neid, Eifersucht, Hass, Lust an der Zerstörung, Fanatismus u. a. m. Indem verschiedene Keime des Bösen in ihrem ambivalenten Wirken beschrieben werden, wehrt sich der Autor zugleich gegen Reduktionen wie der, dass das Böse dem Egoismus entspringt oder dass Böses immer aus Hass geschehen muss (vgl. S. 37, 63). Überhaupt hält sich der

Autor mit Kausalerklärungen zurück und verweist auf ein im Einzelfall kaum überschaubares Geflecht von äußeren und inneren Faktoren, die bei der Hervorbringung des Bösen beteiligt sein können (vgl. S. 32). „Hass“ und „Grausamkeit“ etwa hält er für „nützliche Abkürzungen zur Beschreibung von Manifestationen des Bösen“, wobei Bezugnahmen auf solche Faktoren zu keinen vollständigen kausalen Erklärungen führen könnten (S. 65 f.).

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit der „Etablierung des Bösen“. Hier werden Handlungsweisen wie Verrat, Lüge und Täuschung, die Leugnung von Verantwortung, Rache, Selbstjustiz, exzessives Strafen, administrative Massentötungen u. a. m. untersucht. Es wird gezeigt, wie sich das Böse in Gewohnheiten habitualisiert, wie es sich in Routinen niederschlägt, wie es sich in typischen Verhaltensweisen „veralltäglichen“ kann.

Im dritten Teil werden „Gegenkräfte des Bösen“ diskutiert – Mittel, dem Bösen abzuwehren, es zu bekämpfen. Genannt werden „Liebe“, „Vergebung“, „Versöhnung“; erörtert werden deren Grenzen und unaufhebbaren Ambivalenzen. Indem das Böse als ein der Maßlosigkeit entspringendes Exzessives verstanden wird, erscheint „Mäßigung“ als „erste und wichtigste Abhilfe gegen das Böse“ (S. 139). Schuldgefühle beispielsweise konfrontieren uns mit den eigenen bösen Taten; sie können aber auch unverhältnismäßig werden und zur Ausbildung einer risikvollen „Schuldkultur“ beitragen (vgl. S. 145, 148). Kritik und sittliche Empörung sind unverzichtbare Korrektive, sehr häufig aber entbehren sie objektiver Maßstäbe und zerstören das Selbstwertgefühl des Kritisierten (vgl. S. 152 f.). An verschiedenen Beispielen beleuchtet der Autor die Bedeutung des Maßhaltens für einen moralisch akzeptablen Umgang der Menschen miteinander. Zugleich beschreibt er Maßlosigkeit als Quelle von Lebensenergie, Begeisterung und Lebenssinn, als ein Reservoir der Kreativität (vgl. S. 141). Wenn aber Maßlosigkeit selbst durchaus als eine Gegenkraft gegen die Übermacht anderer wirken kann (vgl. ebd.), kommt es, so wird man hinzufügen müssen, auf das Maßhalten im Maßlosigkeitsein an.

Einige der von Wolf diskutierten Fälle von Maßlosigkeiten (und zwar von Maßlosigkeiten, die zu Bösem führen) wecken Zweifel, ob er seine ursprüngliche Definition des Bösen wirklich durchhält. So glaubt der Autor, dass es „eine Maßlosigkeit der Menschheit als Kollektiv in der [...] Ausbreitung der eigenen Spezies [gibt]“ (S. 139). Die Menschheit werde „zur dominierenden Biomasse, welche die Biosphäre [...] zur speziesmonotonen Wüste der Städte umwandelt, in der uns an allen Ecken und Enden der Welt nichts als Artgenossen“ begegnen (S. 139 f.). Diese Einlassung lässt deutlich werden, dass Wolfs Verständnis von exzessiven Übeln wenigstens zum Teil auf Werturteilen beruht, die nicht konsensfähig sein dürften.

Die Stärke des Buches liegt in Wolfs durchgängigem Bemühen, die Doppeldeutigkeiten und Ambivalenzen, die dem Phänomen des Bösen gleichsam „anhaften“ und die seine Entstehung, Etablierung und Bekämpfung kennzeichnen, herausgearbeitet zu haben. Auch im Bösen suche der Mensch nach Lebenssinn (vgl. S. 8), ja der Autor glaubt gar, dass es vernünftig sein kann, böse zu sein,

„weil ich vielleicht davon profitiere oder weil es im weiteren Sinne mein Leben interessant und lebenswert macht“ (S. 3). Dies sind nur Beispiele für bedenkenwerte Überlegungen, die aber mitunter auch zum Widerspruch reizen. Natürlich kann es solche Fälle geben: Ein Serienkiller bleibt unentdeckt, zog aber sein Leben lang Lustgewinn aus seinen Taten. Folgt daraus aber wirklich, dass es vernünftig war, Serienkiller zu werden? Oder ist ein Verhalten nicht vielmehr nur dann vernünftig, wenn es einer Regel folgt, von deren Befolgung man systematisch – und nicht nur zufälligerweise – profitiert?

Zu Recht legt der Autor ein Hauptaugenmerk auf jenes Böse, das bei der Bekämpfung des Bösen entstehen kann. Wolf spricht hier vom „zweiten Bösen“ (7, 9, 12, 83, 104, 131, 158). Es „entsteht oft aus guten Absichten und der Verfolgung hoher Ideale“ (S. 7); es „sitzt uns im Nacken, wenn wir gegen das Böse Krieg führen oder die Bösen bestrafen“ (S. 9). Auch dieses Böse zeigt sich in einem Überschuss, in Grenzüberschreitungen – im „Tugendeifer“, im „Reinheitswahn“ (S. 12), in dem Willen, das Böse auszurotten, in der Unfähigkeit zur Selbstkritik und zum Kompromiss (vgl. S. 82 f., 130 ff.); sein charakteristisches Merkmal ist es, dass diese Verbrechen mit gutem Gewissen ausgeführt werden (vgl. S. 7).

Wolf selbst plädiert für einen „konstruktiven Egoismus“ – einen „residualen Egoismus“, der sich vom rücksichtslosen Egoismus eines Säuglings emanzipiert hat, der zum Mitleid fähig ist und sich den Kundgaben von Freud und Leid anderer anpassen kann (S. 164). Dabei geht es ihm um ein nüchternes Selbstverständnis des Menschen und die Abwehr normativer Überforderungen; es geht um Orientierung im Leben und um ein Korrektiv gegen Maßlosigkeiten jeder Art.

Letztlich hält Wolf das Böse für nicht vollständig aufklärbar; es komme „aus dem Herzen“ und dieses bliebe eben „unergründlich“ (S. 9). Das Böse sei in seiner Verursachung häufig „überdeterminiert“, die komplexe Menge von Ursachen sei wahrscheinlich nie vollständig erkennbar und ließe sich nicht zu einem einfachen Muster zusammenziehen (S. 83). Dem ist wohl zuzustimmen, nur dürfte dies kein Spezifikum des Bösen sein, sondern für viele Phänomene gelten, um deren Verständnis sich der menschliche Geist bemüht. Nachvollziehbar erscheint daher auch Wolfs Fazit: „Ein Hauptrezept gegen das Böse, das nicht selber Böses schafft, kenne ich nicht.“ (S. 168)

Nicht überall, wo Wolf Böses sucht, wird man ihm folgen wollen. Aber auch dort, wo man Dinge anders wichten möchte, ist dem Autor zuzugestehen, dass er die Probleme durchsichtig gemacht hat. In Summe bietet Wolf eine „dialektische Anthropologie“ – voller Menschenkenntnis und Lebensweisheit.

*Lothar Fritze, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der Technischen Universität Dresden, D-01062 Dresden.*



*Eckhard Jesse/Sebastian Liebold (Hg.), Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung. Von Abendroth bis Zellestin, Baden-Baden 2014 (Nomos), 849 S.*

Einen Sammelband über die fünfzig wichtigsten, einflussreichsten, für die Fachgeschichte bedeutsamsten Politikwissenschaftler zu konzipieren mutet wie eine Herkulesaufgabe an. Die größte Herausforderung stand mit einiger Sicherheit am Anfang: Wer wird ausgewählt, wer nicht berücksichtigt? Schon allein die doch im Vergleich zu anderen Wissenschaften noch immer kurze Tradition der Politikwissenschaft wirft zahlreiche Probleme auf. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg als kanonisiertes Lehrfach etabliert, waren in der Gründergeneration des Faches doch ausnahmslos Fachfremde (Soziologen, Historiker, Philosophen, Juristen) am Werk, die aber allesamt entweder den Zustand der Heiligenverehrung erfahren oder aber den Vorwurf der mangelnden Distanz zum Nationalsozialismus posthum über sich ergehen lassen müssen. Diese erste Generation mit heutigen Politikwissenschaftlern vergleichen zu müssen, scheint nicht einfach. Zweitens ist die wechselvolle Geschichte des Faches ein wahrer Augiasstall. Im Selbstverständnis nach dem Zweiten Weltkrieg primär als Demokratiewissenschaft praktiziert, als Lernerfahrung aus Untertanenmentalität und Kriegsgeschehen gedacht, schlug das Pendel nach der 1968er-Bewegung in das Gegenteil einer fundamentalen Oppositionswissenschaft um, ehe ab Mitte der achtziger Jahre sich das Fach in eine ungefähre Äquidistanz zwischen System und kritischer Betrachtung begab. Nicht zuletzt besteht eine nicht zu leugnende Herausforderung darin, unterschiedliche „Schulen“, Denktraditionen und Fachverständnisse unter einen Hut zu bringen, will heißen: Herausgeber und die Verfasser der einzelnen Beiträge sind permanent in der Pflicht, divergierende Anschauungen zu berücksichtigen und die Ausgewogenheit der gesamten Konzeption im Auge zu behalten, angesichts der traditionellen Animositäten zwischen den Teildisziplinen, quantitativen und qualitativen Herangehensweisen, kritisch-dialektischer, normativer oder empirischer Schulen ein mittelgroßes Wunder.

So unerfüllbar diese Aufgabe auch scheint: Mit dem Sammelband ist ohne Zweifel ein großer Wurf gelungen. Nicht geringen Anteil daran hat der von den Herausgebern verfasste Einleitungsbeitrag, in welchem genau die methodischen und inhaltlichen Probleme thematisiert werden. Im Grunde beinhaltet diese systematische Hinführung bereits das gesamte wissenschaftliche Grundverständnis einer Sozialwissenschaft: Vollkommene Objektivität ist unmöglich, allein das Bewusstsein der Probleme und der eigenen Fehlbarkeit ist leistbar. So anmoderiert, wird die Lektüre des gesamten, voluminösen Opus zu einem Genuss. Alle Beiträge sind aus Gründen der Vergleichbarkeit identisch aufgebaut. Opus, Vita, kritische Würdigung und eventuelle eigene Schulengründung sollen die Maßstäbe setzen für die Bedeutung des jeweiligen Lehrstuhlinhabers, am Ende eines je-

den Kapitels gibt eine ausführliche Primär- und Sekundärbibliographie Auskunft über literarisches Schaffen und fachliche Rezeption des jeweiligen Granden.

Angesichts der methodischen Schwierigkeiten, die eine historische oder aber eine Ordnung nach Schulenzugehörigkeit mit sich brächten, ist es nur logisch, die Abhandlung der Doyens und Koryphäen alphabetisch zu betreiben – das erweist sich ganz nebenbei als didaktisches Meisterstück. Denn mit dem „Partisanenprofessor“ (Jürgen Habermas) Wolfgang Abendroth steht an erster Stelle ein Verfechter der neomarxistischen Denktradition zur Würdigung an, in einer heute großteils empirisch genormten Politikwissenschaft ein Zweig, der kaum noch vertreten und nicht selten – und völlig zu Unrecht – belächelt wird, ist doch der Beitrag von Karl Marx zu den Sozialwissenschaften nur noch mit dem Max Webers vergleichbar. Doch bleiben auch so noch genügend Reibungspunkte: Wie ist es um die Publikationsdichte, den inhaltlichen Zuschnitt oder die ideologische Zuordnung innerhalb der Teilbereiche bestellt? Der Sammelband schafft es, hier die gesamte Bandbreite der Politikwissenschaft zu berücksichtigen, vielleicht nicht zuletzt deshalb, da Eckhard Jesse sich als Extremismusforscher mit normativer Prägung als erfahren im Austrag von fachlichen Differenzen und in der Auseinandersetzung mit alternativen Extremismusbegriffen erweist.

Deutlich wird dies an der Auswahl der Koryphäen wie am Überwinden der methodischen Vergleichsprobleme. Während Abendroth Publikationen in großer Zahl vorweisen kann, legen andere wiederum mehr Wert auf Öffentlichkeitsarbeit und politische Bildung (Heinrich Oberreuter, Hans Maier, Jürgen Falter), ohne auf qualitativ hochwertige Publikationen ganz zu verzichten. Ein weiteres Spannungsfeld besteht zwischen Politikwissenschaftlern, die ein vielseitiges Lebenswerk vorzuweisen haben (auch Märchenbücher sind da keine Seltenheit) und deren inhaltlicher Zuschnitt keine Einordnung möglich macht (Klaus von Beyme), während bei Wilfried von Bredow die inhaltliche Spezialisierung auf die Sicherheitspolitik ihm den Zugang zu den fünfzig wichtigsten Politologen verschafft hat. Auch die Zuordnung zu den generellen Teilbereichen wird nicht vernachlässigt: Die zweite Generation nach den Generalisten der „ersten Stunde“ waren dementsprechend eher Spezialisten. Ernst-Otto Czempiel widmete sich allein der Internationalen Politik, Gerhard Lehbruch den politischen Systemen, während normativ orientierte Persönlichkeiten wie Hans Maier oder Iring Fetscher in der politischen Theorie beheimatet waren. Wohltuend ist der Sammelband aber vor allem in ideologischer Hinsicht. Auch neomarxistisch inspirierte Politikwissenschaftler wie Ossip K. Flechtheim oder Claus Offe finden ausreichend Würdigung und werden den normativen Gründervätern Ernst Fraenkel oder Eric Voegelin gleichberechtigt an die Seite gestellt. Besonders hervorzuheben ist jedoch der ausgesprochen ausgewogene, wohltuend sachliche und differenzierte Beitrag Frank Deckers über Theodor Eschenburg. Der hoch umstrittene Eschenburg ist nach Forschungen Rainer Eisfelds an der Enteignung einer jüdischen Familie während des Nationalsozialismus beteiligt gewesen. In der zum Teil hitzig ausgetragenen Debatte kam das literarische Schaffen Eschenburgs oftmals zu kurz, von der Selbstgerechtigkeit der Debattenführung ganz

zu schweigen. An dieser Stelle sich der Sache gewidmet zu haben und der Versuchung einer eigenen Einschätzung nicht erlegen zu sein, ist ein Paradenstück wissenschaftlicher Bescheidenheit. Insofern leistet so mancher Aufsatz auch seinen Beitrag zu einer Versachlichung von ideologischen Debatten, die aufgrund der Öffentlichkeitsrelevanz der Politikwissenschaft oftmals *coram publico*, nicht selten schlagwortartig und damit verkürzt geführt werden.

Freilich bietet der Band auch Kritikfähiges. Mitunter ist aufgrund der inhaltlichen Nähe zu Nachbarfächern nicht mehr tatsächlich von originären Politikwissenschaftlern zu sprechen. Während der vielfach auch zeithistorisch arbeitende Herfried Münkler aber seinen Eintrag erhält, wird Arnulf Baring ausgespart. Als Argument dafür heranzuziehen, dass Barings Lehrstuhl in einen historischen umgewidmet wurde, mag da nicht ganz überzeugen, aber auch diese methodisch notwendige Unschärfe thematisieren die Herausgeber selbst. Schließlich wäre eine begrenzte Fallauswahl dann letztendlich unmöglich.

Was bleibt am Ende einer kritischen Würdigung? Die Beiträge sind allesamt herausragend recherchiert und bieten ein buntes Potpourri aus wissenschaftlichem Denken, biographischem Background, und es ist auch Platz für die ein oder andere Sottise oder gar amüsante Anekdote, von welchen der Wissenschaftsbetrieb doch reichlich gesegnet ist. Wer zudem Autor und mit Kritik Bedachten kennt, kann auch zwischen den Zeilen Kritik oder divergierende Meinungen herauslesen. Das ist aber in jedem Fall der intelligentere Konfliktaustrag denn das oftmals offenkundige und nicht selten infantile Kreuzen von Klängen. Für Studenten sei der Sammelband besonders ans Herz gelegt, er ist Intellektuellenbiographie und Fachgeschichte in einem. Daneben bieten die einleitenden und zusammenfassenden Ausführungen der Herausgeber aber auch genügend wissenschaftstheoretisches Gedankengut, um das Opus für Habilitierte und Lehrstuhlinhaber, die nicht Eingang in die Politikwissenschafts-Walhalla gefunden haben, ebenfalls zu einem großen Gewinn werden zu lassen. Schließlich eröffnet der Sammelband eine gute Gelegenheit, sich stets wieder zu vergewissern, dass man sein Fach auch gänzlich anders verstehen und betreiben kann als in jahrelanger Sozialisation und nicht selten Isolation mühsam antrainiert – und dass damit im Verbund auch jegliche andere politikwissenschaftliche Sichtweise der eigenen gegenüber mindestens gleichberechtigt ist.

*Alexander Straßner, Universität Regensburg, Institut für Politikwissenschaft, Universitätsstraße 31, 93040 Regensburg.*